

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 14. Juny 1832.

71

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey M. Strauß sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Wahn.

(S c h l u ß.)

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Dunbar sich sehen ließ; die Freunde bemerkten indessen, daß einer aus ihrem gewöhnlichen Zirkel, ein junger, talentvoller Arzt, eifrig mit der Gräfinn verkehrte, daß er mehr als gewöhnlich bey ihr ein, und ausging, und schlossen daraus, sie müsse irgend etwas vorhaben, was wahrscheinlicher Weise vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben sollte.

Den unausgesehenen Bemühungen der Gräfinn war es inzwischen geglückt, den Lord wieder in die Nähe des befreundeten Zirkels zu bringen. Ihrem Zureden war es gelungen, seine Menschenscheu zu überwinden; er selbst hatte ja seine Geschichte erzählt, hatte, statt des gewohnten Widerspruchs, die innigste Theilnahme gefunden; was Wunder, daß er sich daher nach kurzer Zeit in dem kleinen Kreise bald heimischer fühlte, als er anfangs glauben mochte? — Kein Wort verletzte ihn hier, keine noch so leise Anspielung mahnte ihn an sein unglückliches Geschick; man war stets bereit, ihn zu zerstreuen, stets besorgt, seine Gedanken von sich ab, auf andere Gegenstände zu lenken, und wirklich schien ein erfreulicher Erfolg die Bemühungen der Freunde krönen zu wollen, denn er ward sichtlich heiter, nur um die zwölfte Stunde des Mittags, in welcher Malwina verwundet wurde, so wie um die eilfte des Abends, in der sie starb, sah man ihn stets plötzlich zusammenschauern, starr vor sich hinaussehen, mit beyden Händen sein Gesicht bedecken, und dann, besonders am Abend, die Gesellschaft, ohne weiter ein Wort zu sprechen, sogleich verlassen.

Abermals verstrichen einige Wochen, die Badezeit ging zu Ende, man mußte ernstlich an die baldige Abreise denken, allen war die nahe Trennung schmerzlich, vorzüglich aber fühlte Dunbar sich tief davon bewegt, verlor er doch am meisten, mußte er doch befürchten, dann wieder sich selbst und seinem Gram überlassen zu seyn. Da sprach die Gräfinn eines Abends: „Meine Freunde, laßt uns nicht länger säumen, uns dem zu fügen, was nun einmal unabwendbar bleibt! — wir alle theilen dasselbe Gefühl; der morgende Tag finde uns daher noch einmal traulich vereint, dann aber erblicke der übermorgende jeder von uns auf dem Weg in die Heimat, und ist es des Himmels Wille, so sehen

wir uns im nächsten Sommer hier alle fröhlich wieder.“ Die Freunde billigten den Vorschlag der Gräfinn, jeder gelobte, sich dem Gebot des Augenblicks zu fügen, und auf ein neues, fröhliches Zusammenseyn im nächsten Jahr zu hoffen; nur Dunbar schwieg, er allein schien keinen Glauben an dieß Wiedersehen zu haben und erwiderte auf die desfalls an ihn gerichtete Frage der Gräfinn, düster vor sich niederblickend, daß es dem Verbrecher nicht gezieme, an eine heitere Zukunft zu denken.

Der folgende Abend fand die Gräfinn, wie es verabredet worden, noch einmal im Kreise derjenigen, die sie hier kennen, schätzen und lieben gelernt hatte; auch Dunbar war zugegen, allein es herrschte trotz aller Mühe, die man sich gab, recht heiter zu scheinen, dennoch eine gewisse Spannung unter den Anwesenden, die keine ächte Fröhlichkeit aufkommen ließ. Das mag nun wohl immer der Fall seyn, wo die Freude erzwungen werden soll, denn sie ist eine Gabe des Himmels, welche keiner Willkür gehorcht; jeder fühlte dieß, bemerkte aber auch an der Zerstreung der Gräfinn, an ihren häufig auf Dunbar weilenden Blicken, an einer kaum zu bemeisternden Unruhe, daß noch etwas ganz anderes, als der nahe Abschied von den Freunden sie beschäftigen müsse.

Schon gestern hatte die Gräfinn sich ausbedungen, daß alle beyammen bleiben, keiner die Gesellschaft früher als der andere verlassen, folglich auch niemand eine Uhr bey sich tragen dürfe. — Sie selbst behielt sich vor, zu rechter Zeit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch zu geben, damit, wie sie sagte, das Scheiden weder verzögert noch wiederholt werde, und da sich die Gäste auch dieser Bedingung ihrer liebenswürdigen Wirthinn gefügt hatten, so bestrebt man sich nun gegenseitig die nächsten Stunden möglichst zu vergessen, der Trennung nicht zu gedenken und nur dem Augenblicke zu leben.

Nicht ganz so heiter wie sonst ging man zur Tafel. Das Gespräch wurde jedoch bald lebhafter; Graf Holm öffnete den Schatz seiner Erfahrungen, manches bisher noch unbekanntes Ereigniß aus seinem eigenen sowohl, wie aus dem Leben Anderer, erregte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft; Dunbar saß neben der Gräfinn, er war noch blässer als gewöhnlich, schien aber ebenfalls mit Theilnahme zuzuhören; sie unterhielt sich angelegentlich mit ihm und den ihr zunächst Sitzenden, bot alles auf, ihn unausgesezt zu beschäftigen, und hatte wirklich bald das Vergnügen, seine Aufmerksamkeit so völlig gefesselt zu sehen, daß sie das Gelingen eines Planes hoffen durfte, welcher schon längst das Ziel aller ihrer Wünsche war.

Die Freuden der Tafel fingen an, ihre Wirkung zu zeigen, man wurde lauter, lebhafter, die Gläser klangen an einander, schon waren mehrere Gesundheitstouren ausgebracht, schon wurden mancherley Anekdoten unter Scherz und Lachen erzählt, schon fing man wirklich an, die nahe Trennungsstunde zu vergessen, als es plötzlich, bey eben eingetretener, augenblicklicher Stille, im Vorsaal laut und eintönig eils Uhr schlug, die Lichter erloschen, und an der, Dunbar gegenüberstehenden Wand eine blutige Hand sichtbar ward, welche ihm zu winken schien.

Bestürzt blickten alle nach der Erscheinung, niemand wußte sich dieß Räthsel zu erklären, keiner konnte sich eines unwillkürlichen Schauers erwehren, wer beschreibt aber das Entsetzen der Anwesenden, als Dunbar fast in dem nemlichen Moment heftig aufsprang, mit gräßlichen Tönen ausrief: „Zwey Hände!“ und todt zu Boden stürzte.

Keine Feder ist im Stande, den Schrecken der Freunde, der Verzweiflung der unglücklichen Gräfinn und die Verwirrung der hin und her eilenden Diener zu schildern! — vergebens wurde nach Hülfe gesendet, vergebens suchte man Dunbar ins Leben zurückzurufen, die herbeygeeilten Ärzte wandten sich bedauernd von der Leiche, ein Nervenschlag hatte ihn getödtet. — Der Zustand der Gräfinn bekümmerte ihre Freunde im höchsten Grade, sie war außer sich, nannte sich Dunbar's Mörderinn, und beschwor jeden Anwesenden fortwährend sie zu verbergen, wenn seine Eltern kommen und den Sohn von ihr begehren würden.

So wenig man sich anfänglich die Ursache dieser peinlichen Selbstanklage zu erklären wußte, so deutlich erkannte man nach näherer Untersuchung des ganzen schrecklichen Vorfalles, daß ein so zartes Gewissen, wie das der Gräfinn, sich allerdings nicht ganz vorwurfsfrey fühlen konnte.

Die jüngst gehörte Äußerung des Grafen Holm, daß es möglich sey, den Kranken, der an einer fixen Idee leide, zu heilen, wenn man ihn von seinem Wahn überführen könnte, brachte sie nemlich auf den Gedanken, einen Versuch dieser Art zu wagen. Sie besprach sich hierüber mit jenem früher erwähnten jungen Arzt, welcher allzuschnell in ihren Plan eingehend, denselben eben so rasch ausführen half. Nach Dunbar's Beschreibung wurde nun heimlich eine weibliche Hand gemalt, ein geschickter Mechaniker wurde mit in das Geheimniß gezogen, welcher schon seit mehreren Tagen die nöthigen Vorkehrungen im Speisesaal treffen mußte, und alles so eingeleitet, daß Dunbar durch Niemand an die unglückliche eilfte Stunde vor der Zeit erinnert, dieselbe unerwartet schlagen hören, die Erscheinung sehen, dann aber auch sogleich durch die Entdeckung des unschuldigen Betruges, von der Nichteristenz seines Wahnbildes überzeugt und glücklich geheilt werden sollte. Wie schrecklich die gute Absicht der armen Gräfinn vereitelt ward, ist bekannt. Dem Psychologen bleibe es überlassen, Dunbar's Ausruf: „Zwey Hände!“ zu erklären. — Hatte sein inneres Auge sich wirklich schon so an die Erscheinung gewöhnt, daß ein ähnlicher, äußerer Gegenstand sich ihm gleichsam in doppelter Gestalt aufdringen mußte, oder was bewog ihn sonst dazu? — Diese Frage beschäftigte noch nach langer Zeit die Zeugen jenes schrecklichen Vorfalles, an welchen keiner der damals Anwesenden ohne Schauer denken konnte.

Das Leben der unglücklichen Gräfinn war in seinen innersten Tiefen zerstört; zwar brachten ihre Freunde sie so schnell als möglich an einen andern Ort, allein die Schwermuth, welche sie nach dem ersten, an Verzweiflung grenzenden Schmerz überfallen hatte, blieb trotz aller Bemühungen ihrer Freunde dieselbe. — Sie überhäufte sich stets mit den härtesten Vorwürfen, nannte sich fortwährend Dunbar's Mörderinn, wies jeden Trostgrund zurück, und war durch nichts von dem Gedanken abzubringen, daß er ohne ihren sträflichen Versuch noch leben, ja sogar vielleicht geheilt seyn würde.

Dieser unheilbare Gram untergrub nach und nach die Gesundheit der allgemein verehrten Frau, ein Jahr nach Dunbar's Tode fand auch sie die heiß ersehnte Ruhe, an demselben Tage, ja sogar in derselben Stunde standen die Freunde der Unglücklichen an ihrem Sarg.

## Die Linden.

Meiner Jugend stille Zeugen,  
Tausend Träume ruft ihr wach,  
Und des Lebens Stürme schweigen  
In dem freundlich grünen Dach.

Aus der Brust geheimsten Tiefen  
Taucht ein göttlich Bild empor,  
Töne, die schon längst entschliefen,  
Dringen wieder an mein Ohr.

Aus der Zweige dunkler Mitte  
Winkt mir eine bess're Zeit,  
Und mit leisem Geistertritte  
Naht sich die Vergangenheit.

Holde, liebliche Gestalten  
Nahen mit der Lüfte Weh'n;  
Wollt' ihr wieder euch entfalten,  
Wollt' ihr wieder mit mir geh'n?

Willig tauscht' ich Rang und Ehre  
Um ein Stündchen jener Zeit;  
Aber fruchtlos fließt die Zähre,  
Und mein Glück ist ewig weit.

Jene Töne sind verklungen,  
Und zerrissen liegt der Wahn,  
Nur noch aus Erinnerungen  
Weht sein sanfter Hauch mich an.

Franz von Crell.

## Correspondenz-Nachrichten.

Weimar, im May 1832.

In den dilucidis intervallis, d. h. in den unpolitischen Momenten unserer Geistesstimmung vernehmen wir noch das große Echo von Goethe's Tode von nah und fern aus den verschiedenen Ländern und ihren Hauptstädten. Zuletzt aus Paris und Berlin. Das Land der Politik gibt in einem seiner Organe, dem Journal des Débats, sogar auch diesem Ereignisse eine politische Bedeutung, und nicht mit Unrecht, wenn es sagt: „Goethe gehört nicht dem neunzehnten Jahrhunderte an, dem bewegten, leidenschaftlichen, in dem man sich für Ideen schlägt und dafür stirbt; er ist der Mann des achtzehnten Jahrhunderts, des literarischen Zeitraums der Vielseitigkeit und Vereinzelung. Sein Tod, auf der Grenze beyder Epochen, ist deshalb gewissermaßen ein politisches Ereigniß.“ — Unter den verschiedenen Todtenfeiern Goethe's ist uns die von Holtei für das Königsstädtische Theater in Berlin veranstaltete und gedruckt (bey Cosmar und Krause) erschienene besonders aufgefallen. Wir glauben, daß sie sich zu einer Gedächtnisfeier viel eher eigne, als zu einer Todtenfeier. Bey einer solchen kann es doch zunächst und vor allem nur auf das ungemischte, einfache Gefühl der Trauer abgesehen seyn. Wenn aber Herr von Holtei durch die mittelbarste, in sich heterogenste Weise der Zusammenstellung Goethe'scher Figuren aus allen Goethe'schen Werken mit seiner eigenen Feyerinterpretation, in der Person des Faust, diesen Zweck zu erreichen strebt, so glauben wir, daß er sich in der Idee, oder in den Mitteln ihrer Verwirklichung auf der Bühne, vergriffen habe. Denn nun und nimmermehr kann dieses bunte, mitunter sehr triviale, ernst-burleske Gemisch

von Scenen den Grundton einer würdigen Todtenfeier, Ernst und Andacht, hervorbringen, oder erhalten. Besonders wirkt, nicht sowohl die Erscheinung des Theatermeisters Nieding, als vielmehr sein Zwanggespräch mit Kalt, Prosa, Flora ic. nicht erhebend, sondern fast ärgertlich herabstimmend; so wie denn der Faden, woran die Goethe'schen Gedanken gereiht sind, diese Perlen in ein sehr unwillkürlich, indirect fernerdes Licht stellt. — Die Weimar'sche Idee der Todtenfeier Goethe's war jedenfalls glücklicher und zweckmäßiger. Vielleicht nur zufällig contrastirte mit der Größe des Eindrucks, den Goethe's „Tasso“ machte, die von Goethe's Schwager Vulpinus ins Daseyn gerufene „Saaluire.“ Diese, nach einem Roman von Vulpinus zusammengelehrt, bekannte Zauberoper wurde von dem großen Haufen, wozu sich in diesem Falle Referent gern bekennt, mit herzlicher Freude begrüßt. Der Stoff dieser Oper ist durch Traditionen so tief bey uns begründet und so local gestaltet, daß er uns so gemüthlich anspricht, wie ein Märchen aus der alten Zeit. Man sieht den Kindergeist zur Kurzweil wohl sein Wesen mit Decorationen und Costüms auf der Bühne treiben, und freut sich, wie der Spuck Himmel und Erde, Feuer, Wasser und Luft bewegt, um sein Publicum zu erlustigen. Das ist ihm denn auch in vollkommenster Weise, bey dem jetzigen Zustande unserer Maschinerie und der ganzen Verfassung der Bühne, gelungen. Unser Maschinist Höf ist in seinem Bereiche ein sehr geschickter Mann, den unser, in jeder, auch in dieser Hinsicht mit Recht trefflich genannter Intendant möglichst benützt und unterstützt. Wirklich bezaubert glaubten wir uns, wenn sich z. B. mit der Schnelle des Augenblicks aus einem mäßigen Baume eine Windmühle im vollen Gange vor unsern Augen entwickelte, oder Tauben einen Geldbeutel so glücklich als schnell entführten. Das Innere des Zauberpallastes der Saaluire überbot aber am Schlusse des ersten Theils alles Aufsehen ihrer Macht an Geschmack und sinnig schöner Neuheit der Erfindung. Zu Allem kam die eben so einfache als melodiereiche und charakterisirende Musik des aller Achtung werthen Hrn. Kauer und die fleißigste Ausführung durch das dabey beschäftigte Personal. Die ausgezeichnetste Rolle war es auch durch Gesang, Spiel, Pierlichkeit und Wahl des Costüms von Ull. Schmidt. Ihre sehr gebildete, fast vollendete Kunstfertigkeit kam dieser Parthie sehr zu Statten. Sie verdiente und erhielt die allgemeinste Anerkennung ihrer Leistung. Sehr viel zum behaglichsten Ergötzen trug Hr. Seidel als Hauptpoet des Grafen, und Larifari, ein Bierfaß von Umfang, ein Federball von Leichtigkeit, und nicht ohne Geist, in der Person des Hrn. Frank bey. Salome stellte M. Durand in ihrer komischen Matronenweise sehr geschickt dar, und Berndt (Stiebrig) und die dramatischen Sprachstatisten der Oper, der Graf Albrecht (Winterberger), Bertha, seine Braut (Lorzing) und ihr alter Vater (der ehrwürdige Kunstvetteran unserer Bühne, Hr. Graf) thaten, so wie die übrigen, das Ihrige dabey sehr dankenswerth.

Zu verdenken ist's Einem nicht, wenn man in und aus Weimar vorzugsweise das Theater behandelt. Es ist der Lebenspunct der Weimar'schen Welt. Hier trifft man, besonders unter den sich gern isolirenden Gelehrten und Künstlern, Individuen der Gesellschaft, die sonst nirgends erscheinen, gesellig todt sind. Hier ist die Vereinigung aller Gesellschaften, das Herz mit den Venen und Arterien, so oft die große Schlagader der Civilisation, die Politik, matter pulst, oder gar stockt. Eins hat unsere Bühne sogar auch vor diesem Princip der Unterhaltung voraus. Während dieses nemlich in seinen ewig wiederkäuenden Organen den Nahrungsstoff der Neubegier bis zum Ekel immer wieder aufsticht, wechseln die Gaben unserer Schaubühne in Stoff und Form auf anmuthige, nie ermüdende Weise. So macht in diesen Tagen ein gastirendes Künstlerpaar, Hr. und Mad. Devrient aus Dresden, das Interesse des Theaters aus. Hr. Devrient hat sich in den letzten Jahren so gründlich durchgebildet, daß die Rollen, die wir hier bis jetzt von ihm sahen, vollendete Leistungen genannt werden können. Mad. Devrient aber ist ein gänzlich gereiftes Talent, vorzüglich im naïv komischen Fache. Sie traten Beide zuerst in „Hanns Sachs“ von Deinhardstein auf, und gestielen, er durch die edle Herzlichkeit in wahrhaft schöner Form, sie durch die lebendigste Nüancirung der liebenden Tochter des Goldschmieds. Wir sahen diese Rolle wohl immer gut, aber nicht mit diesem Geiste durchgeführt. Hr. Devrient gab dann in den „Quälgeistern“ den Hauptmann von Linden mit einer Gemüthlichkeit, die noch mehr ansprach, als sein Hanns Sachs. Er nahm diesen Charakter mehr sangutnisch, den Redereyen seiner spätern Geliebten entsprechender. Überhaupt scheint mir der Gast für das Ebenmaß und die Schönheitslinien der Kunst vorzugsweise befähigt. Dazu begünstigt ihn, außer seiner schönen Persönlichkeit, das sonore, männliche Organ und die Milde seines Wesens. Seine Bewegungen auf der Bühne sind eben so harmonisch als leicht, und, wie

es scheint, bewußtlos natürlich. Seine Frau trat noch als Nnchen im „Frenschäpfer“ auf, einer Rolle, die hier, wie wohl überall, zu den besten gehört, weil schon eine mächtige Stimme und einigermaßen glückliche Mädchenhaftigkeit dazu qualificirt. Mad. Devrient legte in die Schale des Übergewichts ihre marktige, seelenvolle Stimme, besonders im dritten Acte. Ihren Triumph feyert sie aber als Frau von Schlingen in Goethe's „Wiener in Berlin.“ Ihre Copie der Wienerin ist allerliebste; und da sie den darin angebrachten Volksliedern neue, artige hinzufügte, und sie gewandt und frisch vortrug, so verlieh sie dieser Blüthe neuen Reiz. Sehr wohlthätig für das Ganze wirkte der Contrast des an demselben Abende vorangehenden Schauspiels „Iphigenie“ von Goethe. Dieses große Kunstwerk der Goethe'schen Meisterschaft stand, wie das Alterthum, groß in seinen einfachen Verhältnissen, aber auch den Meisten wohl eben so fern in seinem Interesse vor uns da, und bewies, daß durch die höchste Kunst solcher Dichtungen immer nur die Kunst der Vergewärtigung fremd gewordener Mythen zur Bewunderung nöthigt. Welchen andern Antheil aber als einen rein künstlerischen könnte man an dem scandalösen Fatum der Familie des Atrous und Pelops annehmen? „Graeca sunt, non — audiuntur!“ würde der größte Theil des Publicums in Anwendung gebracht haben, wenn nicht die Neuheit der Darstellung, oder doch des Darstellers des Orest, Hrn. Devrient, mehr noch die erheiternden „Wiener in Berlin“ gelockt und gezogen hätten (?). Die Darsteller des Orest und Pylades, H. H. Devrient und Durand, verhielten sich zu der Antife, wie ich glaube, daß sie sich überhaupt zu poetischen Aufgaben nach Talent und Eigenthümlichkeit verhalten. Hr. Durand war die fließende, verständige Uebersetzung seines Originals, und diesem sinn- und geistvoll wandt. Hr. Devrient der schöne Gemmenabdruck des Orests in Ton und Haltung des Ganzen. Hier und da schien ihn das Bild seiner Phantasie nicht gehörig zu erwärmen, dann trat eine gewisse Ungleichheit in dem Vortrag und der Betonung mancher Versglieder ein, die auf die nächsten Treffer zu eilen schien. Dies, und weil seine Attitüden hier und da prämeditirt und nach dem Muster der Händel'schen Plastik gekünstelt gemacht zu seyn schienen, verhinderte, daß das Ganze nicht so ein Guckwar. Darum möchte ich ihn gerne einer metrischen Uebersetzung seines Originals vergleichen, während seine Vorgänger mehr die Uebersetzungen des Geistes davon waren. Aber große Achtung verdient der Künstler, und nur deshalb ist Referent strenger würdigend mit ihm verfahren. — Eine Wiederholung der Auber'schen Oper „Fra Diavolo“ ließ uns zwar bedauern, daß die Stimme des Hrn. Genast, für den die Hauptpartie accommodirt werden mußte, nicht so recht ausreichend ist; da aber das Spiel und der dramatische Geist eine Hauptsache in französischen Opern ist, und Beydes in Genast's Talente vorzugsweise sich vereinigt; da, außer der schönen Stimme der Mad. Streit (der Lady), noch eine gar hübsche und dabei sehr geistvoll gewandte Ull. Schmidt (Tochter des Wirths) dabei beschäftigt ist, und vor allem die Darstellungsüberlegenheit von La Roche, als englischer Lord, siegreich einwirkt, so ist ohne Streit die Besetzung der Oper mit Geist, neben schönen Stimmen, immer noch sehr lobenswerth, und äußert fortdauernd eine große Anziehungskraft auf das Publicum, das jede Wiederholung zahlreich besucht. Bey der Gelegenheit verlautete, daß die Lücke eines ersten Tenors in der Person eines Hrn. Freimüller von Meiningen, eines stimmbegabten, sehr talentvollen jungen Mannes, der sich in einigen Proberollen als solcher dem Kennerohr und Auge bereits hinlänglich auswies, nun endlich ausgefüllt ist. — Von dem schönen Geiste bey unserm Theater, der sich besonders auch in Begünstigung junger, einheimischer Componisten und Künstler durch Empfehlung und Unterstützung höchsten Orts kund gibt, wird sich nächstens eine Veranlassung zu sprechen darbieten. Höbe Achtung dem, der das Ohr des Fürsten zugleich für die Kunst und die Künstler zu stimmen bemüht ist! —

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Samstag, den 2. Juny, zum ersten Male: „Hasi, Ritterpflicht und Liebe.“ Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen von Friedrich von Heyden.

Goethe's Werke werden irgendwo mit einer Heerkraft verglichen, welche von Leuten gar verschiedener Qualität betreten wird. Wir hätten große Lust, diesen Vergleich auch auf das Theater an der Wien auszudehnen, wenigstens seinem gegenwärtigen Standpuncte nach. Nur sind die meisten Passagiere, die über dessen Breter wandeln, schon seit geraumer Zeit her von solcher Art, daß sie so geschwind als möglich herfengeld

geben müssen, weil fast Niemand mit ihnen etwas zu thun haben will. Erscheint also einmal etwas Besseres, so müssen wir schon die Geduld unserer Leser in Anspruch nehmen, indem wir tiefer, als gewöhnlich, in den Inhalt eingehen, um unser Urtheil auf eine feste Basis zu gründen. Nach diesem kurzen Vorworte nun zum Inhalte selbst! —

Carlo und Angelica Montanini, die letzten Sprossen eines der mächtigsten Häuser Siena's, sind von allen weiten Besizungen ihrer Altvordern auf ihr kleinste Landgut beschränkt. Barnaba Ciapoletti, einer von denen, welche im Drange der Zeit die meisten Besizungen der Montanini's an sich gerissen, wünscht dieß Landgut von Carlo zu kaufen; und da ihm dieser erwidert, es sey seiner Schwester Eigenthum, wirbt er um diese. Über des Emporkömmlings Anmaßung ergrimmt, weist ihn der Bruder mit harten Worten ab. Jener entfernt sich wüthend mit dem Bedenken, er werde sich zu rächen wissen. Graf Salimbeni, aus jenem Hause, gegen welches die Montanini im Parteyenkampfe fielen, mit dem nur dann sich zu versöhnen Carlo Montanini geschworen hatte, wenn ein Salimbeni besiegt vor einem Montanini knien würde, geräth bey Gelegenheit einer Jagd auf seines Feindes Landgut, wo er Angelica trifft und Gott Amor sein gewöhnliches Spiel mit ihrem Herzen beginnt. Bis hierher der erste Act. Im zweyten entdeckt Carlo die Liebe seiner Schwester, natürlich aber nicht den Gegenstand derselben, da Angelica ihren Geliebten selbst nicht kennt. Es erscheint ein alter Diener des Hauses Montanini und rätth Carlo'n zur schleunigsten Flucht, indem durch Ciapoletti's Ränke bewogen, — welcher ihn mit zwölf Zeugen der Verbindung mit auswärtigen Mächten zur Unterjochung Siena's beschuldigt und diese Beschuldigung mit Carlo's eignen händigen Briefen erhärtet, — der hohe Rath Siena's Häfcher zu seiner Gefangennehmung ausgesandt habe. Carlo, im Gefühle seiner Unschuld, verschmäht die Flucht und läßt sich nur durch seiner Schwester Bitten dafür bestimmen, beym Rachen der Häfcher im Hause sich zu verbergen. Der Hauptmann derselben fragt nach Carlo, und da Angelica sein Hierseyn läugnet, will er sie an ihres Bruders Statt nach Siena bringen. In diesem Momente stürzt Carlo aus dem Hause und übergibt sich den Häfchern. Angelica faßt den Entschluß, dem Bruder zu folgen, um alles Mögliche zu seiner Rettung zu versuchen. Da naht Salimbeni, erfährt ihres Bruders Unglück und Namen, verspricht, nachdem sie Montanini's Unschuld und ihren Entschluß beschworen, sich nie nach Salimbeni's Namen zu erkundigen, für ihren Bruder zu wirken, und gibt ihr ein Medaillon, auf dessen einer Seite sein Bildniß, auf der andern seines Hauses Wappen sich befindet, welches sie den Häfchern, falls sie wiederkämen, sie abzuholen, zeigen sollte, ihnen bedeutend, sie möchten sich bey dem, den das Bildniß vorstelle, befragen. Im dritten Acte sehen wir Montanini, der, von unbekannter Hand aus dem Gefängnisse befreyt, auf sein Gut zurückgekehrt ist. Ciapoletti erscheint, um Montanini's Schutz zu ersehen, da Salimbeni ihn beym hohen Rathe des falschen Eides wegen, den er sammt den zwölf erkauften Zeugen gegen Carlo abgelegt, angeklagt habe. Montanini treibt ihn mit harten Worten fort, nachdem er erfahren, daß Salimbeni ihn ausgelöst. Durch Zusammenhaltung der Thatsachen gewinnt er noch die Überzeugung, daß dieser Feind Angelica's Geliebter sey. Voll Grimm gegen ihn, meinent, Salimbeni habe ihn nur ausgelöst, um öffentlich mit seiner That zu prunken und seine Schwester für seine Absichten zu gewinnen, faßt er den Entschluß, persönlich Rache an Salimbeni zu nehmen. Im letzten Acte will Carlo seinem Feinde die Auslösungssumme, die er durch Verkauf des Landgutes erhalten, zurückerstatten, und, da nun den Montanini's nichts als die Ehre geblieben, sein Haus dadurch vernichten, daß er Salimbeni seine Schwester preisgibt. Da diese nun ohne Beschützer da steht, erklärt Salimbeni sich für ihren Ritter, bewirkt von dem Rathe, der bey ihm zu einem Feste versammelt ist, die Zurückgabe der Montanini'schen Güter an Carlo, und fordert ihn als Veleidiger seiner Dame zum Kampfe auf, den dieser jedoch, von seiner Großmuth bezwungen, verweigert. Nur ein Hinderniß steht jetzt noch der gänzlichen Versöhnung beyder im Wege — die oben angegebene Bedingung. Doch auch dieses wird beseitigt. Salimbeni kniet vor Angelica als seiner Siegerinn nieder; die Versöhnung erfolgt, und des zärtlichen Paares Verlobung endet das Ganze.

Obgleich wir sämmtlichem Genre der sogenannten Schauspiele nicht sonderlich hold sind, aus Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weitläufig wäre, und jedes derley Product immer eine gewisse Leere in uns zurückläßt, so soll dieß doch auf unsere Beurtheilung des vorliegenden keinen Einfluß haben. Die Handlung ist, wenn auch nicht viel des Neuen darbietend, dennoch ziemlich ergiebig, da sie viel Raum gibt zur Schilderung des inneren Lebens. Der Dichter scheint uns aber gerade die wirksamsten Momente nicht genug benützt zu haben. Carlo und Salimbeni treffen nur Einmal zusammen; aus

ihrem öfteren Zusammentreffen hätte sich wohl manche Gelegenheit zu kräftiger Charakterschilderung ergeben. Der erste Act ist einer der gelungensten durch Klare Auseinandersetzung der Verhältnisse der Hauptpersonen. Im letzten Acte können wir das Verdien Angelica's nur tadeln, da wohl solche Beziehungen nicht auf die Bühne gehören und wir darin nichts als leeres Haschen nach Effect zu finden vermögen. Sehr neugierig wären wir, die Befehle, die der Hauptmann der Häfcher vom Rathe erhielt, kennen zu lernen; er glaubt auf Angelica's Wort, daß Carlo nicht im Hause sey und will zum Gesandten für ihn seine Schwester in die Stadt führen. Ubrigens wundern wir uns über die Unwissenheit Angelica's, die nicht einmal das Wappen der Salimbeni, der Todfeinde der Montanini, kennt, und staunen über die Unvorsichtigkeit Salimbeni's, der unbekannt zu bleiben gewillt, seiner Geliebten sein Bild und sein Wappen gibt. Unsere Bemerkungen über die Hauptcharaktere verbinden wir sogleich mit denen über die Darstellung. Die Leistung des Herrn Lukas als Carlo Montanini war so gediegen, daß er nach dem dritten Act einstimmig gerufen wurde. Dieser Charakter ist gut durchgeführt; nur schien uns die Fröhlichkeit im Anfange des zweyten Actes mit der Melancholie in allen übrigen Acten seltsam zu contrastiren. Die Frey war ganz Angelica, wie sie der Phantasie des Dichters vorgeschwebt haben mochte. Für Rollen, wie die des Salimbeni, der im Ganzen zu unkräftig gehalten ist, taugt, unserem Bedünken nach, Hr. Kindler ganz und gar nicht. Wer diesen Künstler in einem Lustspiel oder einer Posse sah, wird zuverlässig unserem Urtheile beypflichten. Hr. Werle bitten wir zu bedenken, daß Übertreibungen bey einem Charakter, wie Ciapoletti, der schon von dem Dichter selbst gewaltig ins Ueberschießende gemalt ist, wohl für den Augenblick die Menge zum Lachen bringen, daß aber jeder Zuschauer von Bildung und unverdorbenem Geschmacke von solcher Unnatur und Verzerrung mit Unwillen sich abwende. Das Stück ist in vierfüßigen Trochäen geschrieben, die uns, trotz Müllner's, Grillparzer's u. a. Vorgang, für die Bühne nicht besonders geeignet scheinen. Die Schreibart ist größtentheils schwülstig und der Dichter verfällt zuweilen aus lauter Streben nach Erhabenem und Ungewöhnlichem fast ins Lächerliche, wie z. B. in der langen Rede über Wahrheit und Lüge im zweyten Acte. Indes fehlt es auch nicht an mehreren recht gelungenen Stellen. Das eben nicht zahlreiche Publicum schien durch das Stück nicht besonders angezogen.

#### Modell XXIV.

Kleid von gesticktem Karbattist, mit gestickten doppelten Epauletten, nach einem Original des Hrn. Th. Petko, bürgerl. Damenkleidmacher in der Stadt, am Graben, im Trattnerhose Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock, Thür Nr. 1.

Das Tüllbonnet, mit Gazebändern und Blumen geziert, ist nach einem Original von M. Langer in der Kärnthnerstraße Nr. 983.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Leichenstein.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.